

Holländische Tage

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XX. Jahrgang 1924, 1. Band

Ich habe bei unsern Vettern und Nachbarn einige Vorträge über Theater und Literatur in Deutschland gehalten, ich sah Amsterdam und Haarlem wieder, den Haag und Utrecht, Dordrecht und Akmaar, das immer noch seinen berühmten Käsemarkt hat, wie Middelburg seinen Buttermarkt. Die Holländer ging nicht veränderungssüchtig, eine Eigenschaft, der sie den Besitz einer eigenen Sprache verdanken. Unsre Vettern haben die Mittelhochdeutsche Lautverschiebung um 1100 nicht mitgemacht, als das damalige deutsche Reich sich in zwei Sprachgebiete trennte. Aber die Holländer sind empfindlich, wenn man ihre Sprache mit unserm Platt auch nur vergleicht, was von mir als geborenem Philologen doch nie in herabsetzendem Sinn gemeint sein konnte. Sogar der feinere und gelehrtere Ausdruck Niederdeutsch scheint sie noch etwas zu beunruhigen. In Holland sollen augenblicklich an hunderttausend deutsche Dienstmädchen sein, ein nicht unbeträchtlicher und für die Fortpflanzung nicht unerheblicher Teil der zwanzig Millionen, die Deutschland nach dem Worte Clemenceaus, nach den Taten Poincarés, nach dem Verhalten gewisser industrieller und agrarischer Kreise bei uns zu viel hat. Mit einigen dieser glücklich Exilierten habe ich sächsische und schwäbische Wohllaute gewechselt. Da die Dienstherrschaften fast alle deutsch sprechen, verständigt man sich bald durch ein Sprachgemisch, das mindestens für die Küche und die täglichen Bedürfnisse der Wirtschaft ausreicht. Als ich einer schönbezopften süddeutschen Landsmännin die Bemühung um die Sprache eines so gastlichen Landes empfahl, meinte sie beherzt: „Ja, wenn es noch englisch wäre!“ Unter einer Weltsprache tut sie es nicht.

Das Holländische ist genau so schön wie andre Sprachen, wenn sie nur aus dem richtigen Munde kommen. Mein Freund Herman Robbers, hochgeschätzt als führender Romanschriftsteller und als Herausgeber der feinen Kunstzeitschrift ‚Elseviers Maandsschrift‘, hat mir an einem der wenigen Ruheabende, die ich mir gönnen konnte, aus dem ‚Lucifer‘ des alten Vondel vorgelesen. Welche Kraft in dieser Barockdichtung, welche seelische Reichweite, welche protestantische Tapferkeit, welche orgelhafte Tonstärke in diesen mächtig getriebenen Metallversen! Das ist die Literatur, die zu unserm Johann Sebastian gehört, Umgang einer freien Mannesseele mit einem strengen Gott, der aber von muntern, kühnen

Herzen verehrt sein will. Tout l'univers est plein de sa magnificence - qu'on adore ce Dieu, qu'on l'évoque a jamais! Das ist aus der gleichzeitigen ‚Athalie‘ und das Vornehmste an religiösem Kitsch. Hatte ich doch in der Schule lieber den kühnen alten Vondel gelesen statt dieser zeremoniosen Prunkverse, die ich merkwürdigerweise nicht loswerden kann. Dieser höchst religiöse und höchst nationale Dichter ist im siebzehnten Jahrhundert wirklich gespielt worden, nachdem die Holländer ihr Land und ihren Glauben mit Gebeten und Waffen und Dammdurchstichen gegen die Spanier verteidigt hatten. Dann hat der Calvinismus ihr Theater tot gemacht und das leichte Völkchen der holländischen Kolonianten erledigt die damals mit den englischen Banden bei uns konkurrierten. Nun besehen sie die Folgen. Mein alter Freund Willem Royjaards Direktor der Stadsschouwburg, der sich auch auf der deutschen Bühne versucht hat, beklagt in einer amsterdamer Zeitung eine Überschwemmung mit deutschen Truppen, die allerdings nicht jedes mal die richtigen sein mögen. Aber unser Theater, was wir im Augenblick auch auszusetzen haben, bedeutet einen großen, vor allem sehr exportfähigen Aktivposten unsrer künstlerischen Kultur. Man bewundert Bassermann, man preist Moissi im ‚Lebenden Leichnam‘, hat grade einig Tränen verschluckt vor Lina Lossens rührender Frau Alving und ist ganz platt geschlagen von Paul Wegener in dem ‚Totentanz‘ den Max Reinhardt uns hinterlassen hat.

Die Holländer sind nicht veränderungssüchtig, sie erhalten ihr Land, ihre Dämme, ihre Kanäle, ihre Häuser, ihre Kühe, die auch im Winter ausgetrieben werden, genau nach der Vorschrift, die ihnen die alten Bilder hinterlassen haben. Das Häuschen meines Freundes Robbers steht mitten in den Dünen, die jetzt beschneit sind, und die sich in dem feinen Nebel früher Wintertage so gut wie ein Hochgebirge verschleiern. Hier eine große, graue Windmühle und da ein niedliches rotes Wassermühlchen: das ist Holland, das war immer so, und auch die wenigen auf Sommergäste berechneten Häuser haben sich so vereinzelt und versteckt, daß sie das Alter und die Stille dieser so fest gelagerten Bildhaftigkeit, dieser verschwenderischen Raumweite nicht beunruhigen können. Die Holländer bauen seit Jahr-hunderten immer wieder dasselbe reizende Häuschen aus roten Backsteinen, glatt, steil, zum Scheuern gemacht, mit der einzigen Unterbrechung oder Verzierung der bunt gestrichenen Fensterläden. Ihre Häuser sind Wohntürmchen, aber von außen so bescheiden gehalten, daß man ihnen das innerliche Streben zur Höhe gar nicht anmerkt. Die schmalen Bürgerhäuser haben oft nur ein Zimmer in jedem Stockwerk; ein Teil des Lebens vergeht im Treppensteigen. Aber welcher Sinn für das richtige Familienleben, da man das

Uebereinander dem Nebeneinander vorzieht! Unten im Wohnzimmer hat sich die Frau niedergelassen, darüber arbeitet der Mann, einen Stock höher brütet der Junge über seinen Schularbeiten, und im höchsten Stock sitzt der Gastfreund in einem ungeheizten und unheizbaren Zimmer. Der Holländer zieht die Heizung von innen vor; daher die Kultur der Liköre. Aus dem Winternebel stieg Erven Lucas Bols, aus der Feuchtigkeit der im Schlamm schwankenden Häuser erhob sich Wijnand Fockin. Trotzdem klagen sie über ihr Klima, das ich sehr schön fand. Welche zarte Silhouetten schwimmen auf diesem feinen Nebel, der alles lastende, alles Massive verschweigt und nur die Türme der Kirchen, der alten Rathhäuser und Ratswagen sichtbar läßt! Zeichnen ist die Kunst des Weglassens, sagt Max Liebermann. Welche edle Schwelz-weiß-oder vielmehr Grau-weiß Kunst!

Wenn wir tapfer durch die frischbeschneiten Dünen gestapft waren - man hat sie durch sehr edle, saftgrüne oesterreichische Tannen beständig gemacht -, zogen wir uns unter unendlicher Vorsicht, damit kein Fleckchen ins Haus gebracht wird, unsre Ueberschuhe in der Diele aus und wärmten die Füße am Kamin des Wohnzimmers, der für diesen Zweck bestimmt ausreicht. Da ließ ich mir von dem etwas entschwundenen alten Vondel wieder vorlesen, da machte ich die Bekanntschaft eines gleichaltrigen Dichters G. A. Brederow, der so modern, so mutwillig, so jung, so ganz fließende Empfindung, Temperament von heute und morgen ist, wie Catull oder Villon, wie I. C. Günther oder Heinrich Heine. Ein Bäckergehilfe, wenn ich mich recht erinnere, der als geborener Lyriker mit dreißig Jahren starb, der sich überall umhertrieb, wo es lustig zuging, einer von den echten Gassenjungen der Literatur, die so gut lieben wie schimpfen, heulen wie fluchen können, und die auch einmal beten, wenn es ihnen ganz schlecht geht. Die so natürlich dichten, wie andre Leute leben, schnaufen, schnarchen. Dieser ungelehrte Brederow kannte seinen Vorgänger gewiß nicht, aber wie selbstverständlich braucht er noch die alte in sich zurückkehrende Form des Tagelieds, wenn er sein Marietje oder Neeltje besingt, wenn seine grüne Männlichkeit sich mit dem Mut, der Unternehmungslust eines Maikaters streckt. Vorrei morir . . . Warum denn gleich sterben? Diese alten holländischen Liedjes klingen mindestens so schön und schmecken heute noch nach frischem Brot. Wir hatten die der Schneeschuhe entkleideten Füße gegen den Kamin gestemmt, wir tranken Tee mit Rum, dann Rum ohne Tee, sehr süß, sehr heiß ... Worauf es sehr gesund sein mag, in einem gänzlich ungeheizten, unheizbaren Zimmer zu schlafen. freundschaftlichste Fürsorge hatte mir eine Wärmflasche ins Bett gelegt. die ich aber verachte. Man soll von seinem Bett nur die Wärme zurückverlangen, die man ihm selbst gibt. Dieser Aphorismus läßt sich meilenweit

ausdehnen, über alle möglichen Verhältnisse des Lebens.

Dem deutschen Leser ist es natürlich ganz gleichgültig, daß ich mit Hilfe meines holländischen Gastfreundes ein paar alte Dichter gelesen habe. Dazu hat er mich nicht nach Holland geschickt. Der deutsche Leser will wissen, was ich beim Ueberschreiten der Grenze zwischen Papiermark und Gulden empfunden, und vor allem, was ich in dem Land, da Milch und Cacao fließt, genossen habe. Ferner will er wissen, was der Holländer über Deutschlands Leiden denkt. Das will ich ihm wenigstens beantworten. Der Holländer ist auf seine ruhige Weise gegen Poincare, ohne nach allen Herkünften unsrer Not zu fragen. In den sechs Städten, die ich sah, sammelte man vor allem für die deutschen Kinder, die früher Tod, und für die akademische Jugend, die baldige Auszehrung bedroht. Was ich gegessen habe? Damit will ich euch aber nicht den Mund wässrig machen, höchstens mich darüber beschweren, daß ich einmal anderthalb Stunden ohne Nahrung blieb, weil ein holländischer Zeitungsmann mich über die nächsten Aussichten und Absichten der deutschen Literatur, besonders der Bühne ausbündig interviewte. Ich machte es mir leicht und stellte das Ende des Expressionismus fest zu Gunsten . . . ich werde mich hüten ... kein Prophet in seinem Vaterlande. Warum ich von Hummern und Beefsteaks und richtiger Butter, aus Kühen gewonnen, nichts erzähle? Weil Ihr es nicht verdient. Weil ich genau weiß: wenn Ihr durch irgendeinen Zauber aus dem gegenwärtigen Schlamassel wieder zu Wohlhabenheit und Wohlleben erwachtet, Ihr würdet auch nicht das Geringste aus eurer Not gelernt haben, nicht, was Ihr euch selbst, nicht, was Ihr dem Ganzen, nicht, was Ihr einer höhern sozialen Gerechtigkeit schuldig seid.

Ich will euch also nach den alten Dichtern noch mit den alten Malern ärgern. Als ich meine Vorträge losgeworden war, besuchte ich Frans Hals in Haarlem, der jetzt eine schwere Zeit durchmacht, weil er grade gewaschen wird. Das heißt: so schnell ging das nicht. Wenn man jeden Nachmittag von Städtchen zu Städtchen wechselt -ganz Holland ist eine gastliche Stadt-, so laufen einem die Kanäle und die Grachten und die Fleeschhäuser und die Ratswagen und die Oude und Nieuwe Kerks einigermaßen durch einander. Also in Dordrecht, das zu den Allerstillsten im Lande gehört, das seine Kanäle grade für die Schlittschuhläufer des Jan Steen oder Pieter de Hooch zufrieren ließ, war ich zu Gast bei Top Naeff van Rhijn, einer sehr graziösen Schriftstellerin, die fein stilisierte Geschichten über die merkwürdige Nation der Frauen geschrieben hat, und die selbst sehr merkwürdig ist, nicht nur durch ihre tapfere Theaterkritik, sondern auch durch Das, was selbst bei einer talentvollen Frau an Sichtbarem immer noch zu schätzen bleibt. In Utrecht besuchte ich Frau Ina

Boudier-Bakker, deren Name von den Kennern nie ohne respektvolle Zärtlichkeit ausgesprochen wird. Leider kenne ich noch keins von ihren Büchern, die Herman Robbers in seiner höchst instruktiven Plauderei: ‚De nederlandsch Litteratuur na 1880‘ besonders liebevoll streichelt. Aber man bekommt allmählich einen Instinkt für Persönlichkeiten. Ein Frauenauge, das sich in eine ganz eigne Welt hineinträumt und hineinlächelt, das sich mit kindlich mütterlichem Erstaunen und nicht ohne Humor aufschlägt, das sagt schon etwas über die Echtheit des innern Erlebnisses und die zarte Kraft seiner Gestaltung. Wohin wollte ich doch? Also mit meinem Freunde Robbers fuhr ich nach Haarlem, wo wir dem Direktor des Museums, dem liebenswürdig erklärungs-bereiten Herrn Gratama, zuhörten und dem emsig waschenden Restaurator Herrn de Wild bei seiner aufregenden Arbeit zusehen durften. Man hat ja auch in Deutschland, besonders unter Swarzenski in Frankfurt, methodisch versucht die alten Bilder aus der edlen Sauce des Galerietons wieder heraus zu bekommen, mit der die stille Chemie einiger Jahrhunderte sie uns serviert. In Holland geht es um die größten nationalen Heiligtümer nicht ohne Aufregung, Parteinahme und Streiterei. Auch die grundsätzlichen Anhänger der Restauration werden wohl von Bedenken geplagt, ob feine Lasuren, die die alten Maler den Grundfarben auflegten, mit der Beseitigung des Firnis nicht verloren gehen könnten. Herr Gratama hat sich nach chemischer Untersuchung mit einem Zeugnis bewaffnet, daß auf den Schwämmchen, die die gefährliche Arbeit mit Alkohol und Terpentin besorgen, auch nicht ein Pünktchen geraubter Farbe zu entdecken war. Wie liebevoll wird da gewaschen, mit dem denkbar kleinsten Wattebausch, der diese Riesenformate mit einigen Billionen von knappen Wischern auf und ab zu streichen hat. Das Festmahl des Cloveniers-Schützencorps fanden wir bereits bloßgelegt, ein ganz neues modernes Bild, das jetzt erst in seinem koloristischen Thema erkannt werden kann, als eine Fanfare von rotweißen Schärpen, die zu dem Fortissimo einer noch rotweißern Fahne in der Mitte zusammen klingen. Zuerst bekommt man einen Schreck. Diese Farben singen, jubilieren, schreien sogar. Das ist der braune Frans Hals nicht mehr, aber wahrscheinlich der echtere, an den man sich gewöhnen muß, eine Rechtfertigung zugleich von Lovis Corinth und Max Pechstein. Die Kunstgelehrten werden ihre Bücher umschreiben müssen. Wenn man Bedenken wahr, werden sie vor dem noch größern Stück der Versammlung der Cloveniersschützen beschwichtigt, das die beiden Herren grade in Arbeit hatten. Der Firnis hatte die Farben nicht nur stumpfer und stummer gemacht, er hatte sie auch gefälscht. Die weißen Spitzenkragen sind bläulich, und was einmal blau war, ist schmutziggrün geworden. Den Kopf eines Offiziers hat die geduldige Hand des Restaurators grade aus der Kruste herausgeschält; das ist wie eine Auferstehung.

Das rote Gesicht eines strammen Zechers läßt alle die noch unerlösten Kameraden in eine undeutlichere Dimension des Schattendaseins zurückschwinden. Mit welcher ungeheuern sinnlichen Gegenwart, um mit Goethe zu reden, müssen sich diese Bilder einmal aufgedrängt haben! Die Holländer waschen ja gern, ihre ältesten Häuser müssen jede Woche einmal mit viel Wasser und Seife Toilette machen. Es scheint, daß die öffentlichen Befürchtungen sich nun wieder beruhigt haben, und daß man die gesäuberten alten Meister nach dem ersten Erschrecken in dieser Verjüngung auf eine neue Art wieder zu lieben beginnt.

Auf der Rückfahrt sicherte ich mir einen halben Vormittag für das Reichsmuseum in Amsterdam und sah nach fünfzehnjähriger Entbehrung in der neuen höchst wirksamen Aufstellung Rembrandts Nachtwache wieder. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, auch nicht von dem berühmten Rosinenbrot, zu dem man keine Butter braucht, auch nicht von dem Edamer Käse mit mehr als hundert Prozent Fettgehalt, auch nicht von den indischen Bananen, und nicht einmal von dem milden Javakaffee, der mit der Wiener Melange um den ersten Rang streiten darf. Der Mensch lebt, und lebt jetzt besonders, von Erregungen und Anrufungen, die ihn trotz allem darauf stolz machen, daß er zu dem verdächtigen, unzuverlässigen, durch keine Züchtigung erziehbaren genus Mensch gehört. Das also hat ein Mensch gemacht, ein Mensch wie wir, der liebte, trank und bummelte, und der; wie man zu sagen pflegt, schließlich herunterkam. Das ist ein Akt der Schöpfung, der noch heute dauert. Hinten drängen sich die Menschen im Schatten, im Halbdunkel, vorn stehen zwei Kerle von Licht übergossen. Da ist ein tiefes Geheimnis wie bei jeder Zeugung, das Mysterium der Geburt. Der Mensch ist einen Augenblick Lieber Gott, Geschöpf und Schöpfer zugleich. Indem einer sich ganz der Erscheinung hingibt, fühlt man das Ding an sich, glaubt man das Unbeschreibliche getan. Soll die Nachtwache auch gewaschen werden? Mir scheint es nicht nötig, und welche Hand wird den Mut haben, sie zu berühren? Mag das Bild auch braun geworden sein, der Feuerregen prasselt immer noch, erschreckend und beseligend. Tönend wird das Licht geboren.

Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Am Nachmittag vor meiner Abreise kaufte ich, soviel ich schleppen konnte, Chocolate, Sardinen, „duitsche Leverwurst“, die aber ganz anders schmeckt, Margarine, Rinderfett, Rahmbutter, Alles billiger als bei uns trotz dem plötzlichen Preissturz, und um so viel besser. Lebensmittel dürfen ohne Einschränkung über die Grenze ins hungrige Deutschland eingeführt werden. Nur wenn du nach Kaffee und Tee gefragt wirst, mußst du ein unverbindliches Hm Hm murmeln, und wenn gar nach Tabak geforscht wird, mußst du das verständnislose Gesicht eines lebenslänglichen Nichtraucherers aufsetzen.